

Das Bernbiet ehemals und heute

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **243 (1970)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Das Bernbiet ehemals und heute

Zerfallene und verschwundene Burgen um Bern

Die Herrschaft der Römer über unser Land brach im 5. Jahrhundert nach Christus unter dem Ansturm der Alemannen zusammen. Dieser germanische Stamm liess sich im schweizerischen Hochland nieder. Weiter westlich wohnte das Volk der Burgunder, das in der «Sapaudia», in Savoyen, angesiedelt worden war und sich seinerseits über den Genfersee hin nach Nordosten ausbreitete. Damals waren noch grosse Teile unseres Landes mit dichtem Wald bedeckt. Zwischen dem burgundischen und dem alemannischen Stamm dehnte sich ungefähr entlang der Saane eine Grenz-wüste aus. Lange Zeit blieb die Besiedlungsgrenze zwischen den beiden Völkern fließend. Die Alemannen besaßen eine lange Tradition im Bau von Ringwällen, Schanzen und Fliehburgen. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, dass sie ihre Grenze an den Ufern der Saane und der Sense schon sehr früh befestigten.

Zwar erlebte das Mittelland westlich und östlich der Aare bis zum Aufkommen der *zähringischen Herrschaft* im 12. Jahrhundert mannigfaltige Besitzer- und Herrscherwechsel, doch bildete sich immer deutlicher die Sprachgrenze entlang dem Lauf der Saane heraus. Dies änderte auch nicht, als Kaiser Konrad II. im Jahre 1033 das hochburgundische Gebiet ans Deutsche Reich zog und dadurch sämtliche Teile der heutigen Schweiz unter einer Hand vereint waren. Aber wie schon das weitausgreifende Reich Karls des Grossen nach dessen Tod wieder zusammengebrochen war, so ging es auch am Ende des 11. Jahrhunderts mit dem neuen Reich. Unter den neu aufstrebenden Herrschergeschlechtern tauchten nun die *Zähringer* auf, die während des ganzen 12. Jahrhunderts im schweizerischen Mittelland eine führende Rolle spielten. Sie verstanden es, wichtige Positionen zu erringen und über mehrere Generationen hinweg weiterzuerben: Sie hatten die Reichsvogtei über Zürich inne, d.h. sie waren die Statthalter des deutschen Kaisers über grosse Teile des Gebietes südlich des Rheins; ebenso waren sie

Reichsvögte über die Bistümer Genf, Lausanne und Sitten; auf dem Höhepunkt ihrer Macht, von 1127 bis 1157, geboten sie als «Herzöge und Rektoren von Burgund» über das Gebiet beidseits des Juragebirges; von 1157 bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1218 beschränkte sich ihre Herrschaft auf das Gebiet des heutigen schweizerischen Mittellandes. Die zähringischen Rektoren behaupteten in einer Zeit, da sich das Lehenswesen am stärksten entfaltete, in Burgund, einem Randgebiet des Reiches, den höheren Zusammenhang gegen die feudale Zersplitterung.

Natürlich stiessen sie dabei auf vielfachen Widerstand weltlicher und geistlicher Herren. Um ihre Herrschaft zu festigen, taten sie vor allem zweierlei: Einmal gründeten sie an strategisch wichtigen Stellen Städte (1177 Freiburg im Üechtland, 1191 Bern, ferner Thun, Burgdorf, Murten, Moudon u. a.), und zum andern riefen sie ihre getreuen Dienstmänner aus der alten Heimat Schwaben in ihr neues Herrschaftsgebiet. Dadurch schweissten die Zähringer ihr Hausgut mit dem ihnen zur Verwaltung zugewiesenen Reichsbesitz im Oberhasli, an den Oberländer Seen, im Gebiet zwischen Aare und Sense und am Murtensee zu einem Block zusammen. Wie aus Wappenvergleichen und Urkundenbüchern hervorgeht, stammt ein grosser Teil des üechtländischen Adels aus Süddeutschland. Unter den Rittergeschlechtern und freien Bauern, die dem Ruf der zähringischen Herzöge folgten, befanden sich auch die Herren von *Bubenberg* und von *Egerdon*, deren Burgruinen wir im folgenden näher betrachten werden. Zu den schon früher in unserem Lande ansässigen, nun aber unter die Herrschaft der mächtigeren Zähringer geratenen Geschlechtern gehörten die Herren von *Oltigen* und die von *Geristein*. Über die Herkunft der Herren auf der letzten von uns beschriebenen Burgstelle, der *Schwandiburg* zwischen Bolligen und Stettlen, sind wir hingegen völlig im ungewissen.

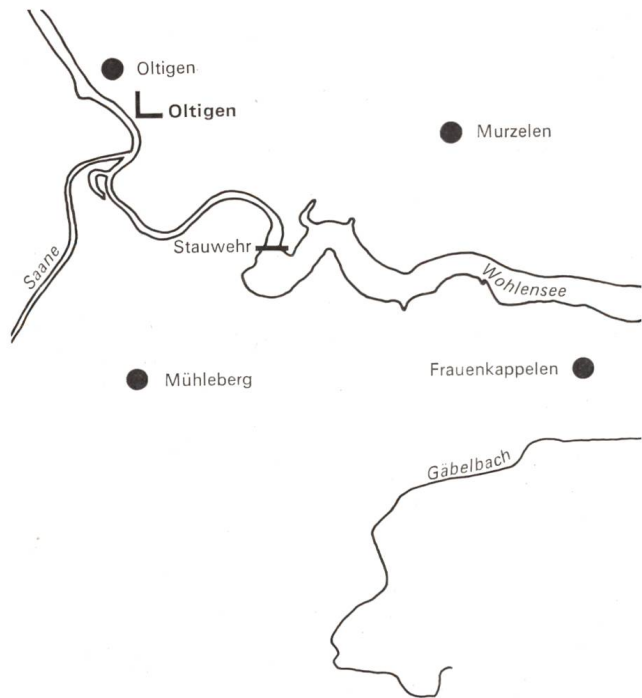
* * *

Ein grosser Teil der damals entstandenen Wehranlagen diente der Sicherung der Verkehrswege und als Mittelpunkt eines von ihnen aus verwalteten und beschützten Bezirks. In Kriegszeiten boten sie den Landleuten einen festen Unterschlupf und bildeten die Sammelplätze für die aufgebotene Mannschaft. Im Gebiet der Saane und der Sense stellten diese Burgen zugleich eine Festungslinie dar als Ausbau und Weiterentwicklung der ehemaligen alemannischen Erdburgen und Pfahlwerke. Die neuen Burgen wurden wohl noch einige Zeit als Blockhäuser, später aber als steinerne Bauten errichtet und in die bereits vorhandenen Wälle und auf die von früheren Geschlechtern aufgeführten Terrassen gestellt. Türme und Mauergürtel krönten jetzt die Höhen über den Uechtlandflüssen, sperrten die Wege und wehrten Einfällen aus dem westlichen Burgund.

Alt- und Neu-Bubenberg

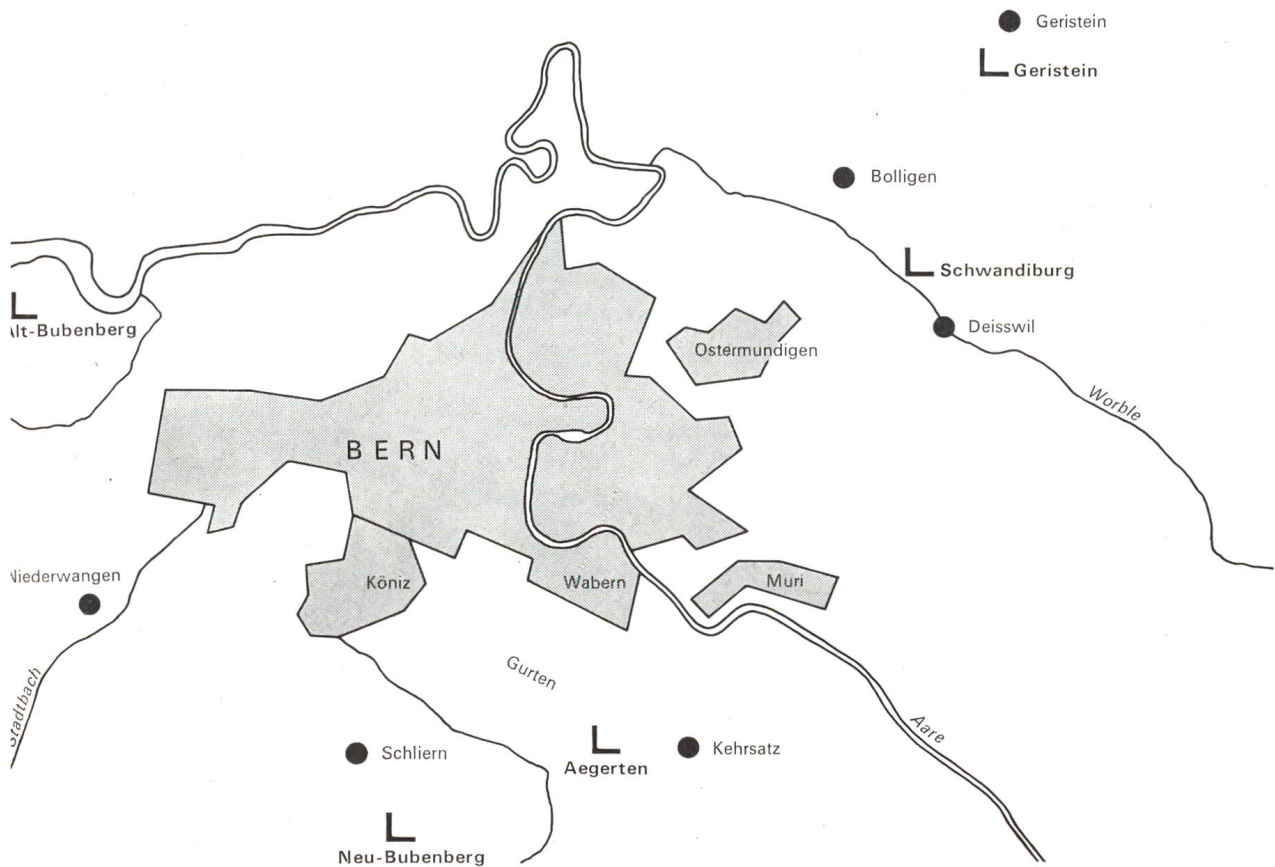
Im Nordosten von Frauenkappelen, im Walde versteckt, lag auf einem spornartigen Felsvorsprunge des Woleiberges die Alt-Bubenberg. Die Burg gilt als einer der ältesten Stammsitze des gleichnamigen, mit der Stadt Bern hochgekommenen Geschlechts. Ihr Alter ist unbekannt, doch manches spricht dafür, dass ihre Besitzer, aus der Schwäbischen Alb herkommend, mit den Zähringern burgundischen Boden betraten und über den Schlingen der Aare das feste Haus gebaut haben.

Die Burg bei Frauenkappelen wird nur ein einziges Mal in einer älteren Urkunde erwähnt. Es war in der Zeit, in der Papst Gregor IX. den Bannstrahl gegen den Staufer Friedrich II. geschleudert hatte, Rom von Parteien geteilt war, Ghibellinen und Guelfen sich in den Haaren lagen. Bern stand zum Kaiser und war wegen der Deutschritter mit dem Bischof Bonifatius von Lausanne, zu dessen Sprengel die Stadt gehörte, zerfallen. Das brachte den Schultheissen Peter von Bubenberg arg gegen den hohen Geistlichen auf, und als dieser von Bern dem Sitz seiner Diözese zureiste, liess er ihn auf offener Strasse überfallen und misshandeln. Die Ge-



walttat hatte Folgen. Der Schultheiss wurde mit dem Bann belegt, schloss aber 1241 mit der Kirche Frieden. Er gab als Sühne sein westlich von Frauenkappelen am Spilwald gelegenes Gut Jaggisbach («allodium apud Jacobum pachi») hin und versprach, dem geistlichen Hirten am Genfersee sein «Schloss» zu Bubenberg «gegen jedermann, ausgenommen den römischen König und die Stadt Bern», offenzuhalten. Jaggisbach und der Stammsitz Bubenberg – in einem Atem werden sie genannt. Es dürfte sich also um die Burg am Woleiberg handeln; diese befand sich zudem nicht allzu weit von der nach dem Waadtland führenden Strasse.

Es war eine bescheidene Burg, die sich hier auf einer Terrasse erhob und an der Stelle früherer Erdschanzen und Pfahlwerke angelegt worden war. Wahrscheinlich haben ihre Besitzer sie von Anfang an in Stein aufgeführt. Der Platz war 30 m lang und 10 m breit. Wall und Befestigungslinien sind noch knapp erkennbar. Es ist möglich, dass sich auf dem Sandsteinfelsen nicht

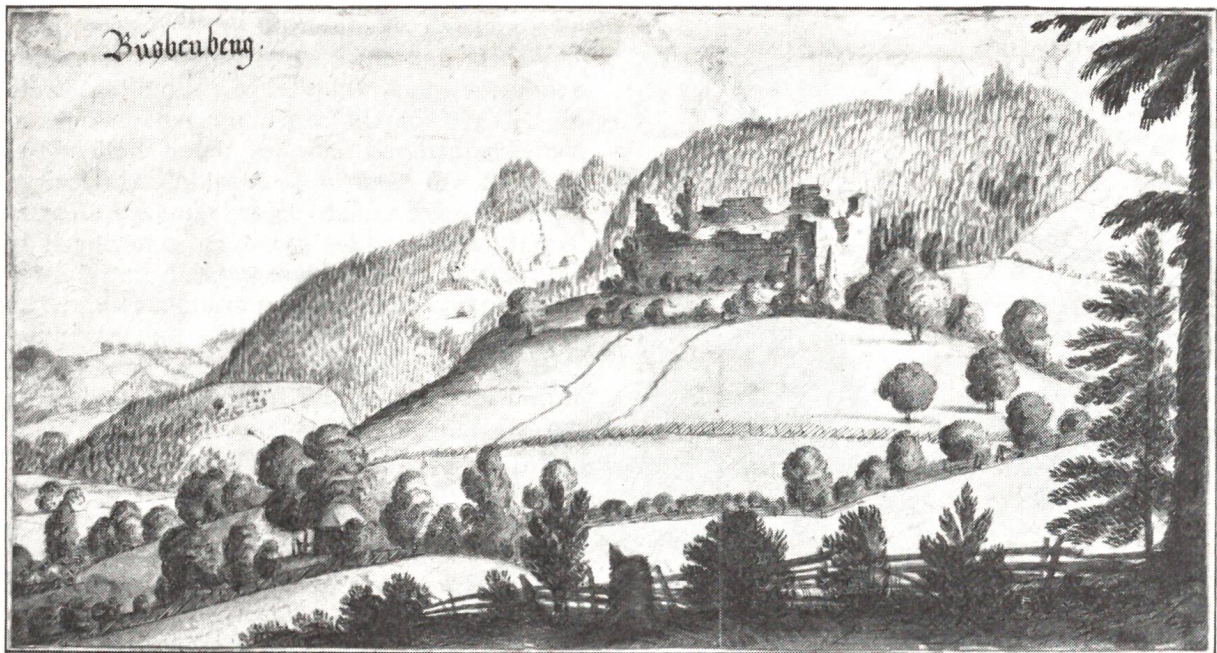


Die Standorte der beschriebenen Burgen und Ruinen

viel mehr als ein Turm befand, der gleichzeitig zur Verteidigung und als Aufenthaltsort für die Bewohner diente. Mit der Zeit wurde dem sich mehrenden Geschlecht der Platz zu eng. Die Bubenberg errichteten daher südlich von Schliern auf einem bewaldeten, dem Ulmizberge vorgelagerten Hügel eine neue Feste.

Nur die leeren Mauern – eingestürzt bereits auf einer Zeichnung des Burgenmalers Albrecht Kauw aus dem Jahre 1670 – sind von ihr übriggeblieben. Der Unterbau der Burg mit seinen Buckel- oder Kopfsteinen lässt sich dem frühen Mittelalter zuweisen. Die Mauern haben an einzelnen Stellen noch eine Dicke bis zu 2 m und sind nach innen aus Sand- und Tuffsteinen regelmässig gearbeitet. Doch es wird sich auch

hier kaum um eine glanzvolle Anlage mit Hauptturm, Palas und zahlreichen Zubauten gehandelt haben. Ein kräftiger Turm, wahrscheinlich Graben und Vorwerk: An viel mehr ist nicht zu denken. Dieser Turm war jedoch schon recht wohnlich eingerichtet. Im Oberteil gab es grosszünftig angelegte Fenster, vielleicht mit Mauernischen und Steinbänken; ein Kamin sorgte für die Wärme während der kalten Jahreszeit und fing von der Herdstelle den Rauch auf. Für die Gefangenen bestand ein Verlies zu ebener Erde; oder wurden diese in irgendeinem kleinen Mauerturm untergebracht, in einem halbrunden oder rechteckigen Turm, in dem sich unten ein brunnenartiger, finsterner Schacht befand, zu dem man von oben durch ein Loch in der Diele hinunterstieg?



Die Ruine Neu-Bubenberg
 Nach einem Aquarell von Albrecht Kauw um 1670
 Bernisches Historisches Museum

Die beiden Burgen der Bubenberg im Westen und Südwesten Berns lagen mitten in Reichsgrund. Waren es ursprüngliche Lehen des zähringischen Rektors? Wir wissen es nicht. Genug, der Besitz vererbte sich vom Vater auf den Sohn, und als das Geschlecht längst seine Kraft dem erstarkenden Gemeinwesen an der Aare zur Verfügung gestellt hatte und an der Junkerngasse ein eigenes Haus besass, bildeten die festen Sitze auf dem Lande noch immer das Rückgrat seiner Macht.

Als daher 1350 in Bern eine «demokratischere» Richtung in der Politik das Steuer in die Hand nahm und Johann II. von Bubenberg aus der Leitung der Geschäfte ausschied, zog sich die Familie auf ihre Güter in der Umgebung zurück. Zwölf Jahre später rief ein neuer Umschwung das in den öffentlichen Angelegenheiten erprobte Geschlecht in die Stadt zurück. Es «luf», so meldet der bernische Chronist Justinger, «die gemeinde gan Bubenberg und führten den alten Bubenberg herin mit groszen eren». Johann der Jüngere wurde, «dem vater zu eren», als neuer Schultheiss gewählt.

Zu diesem Zeitpunkt war aber auch die Burg Neu-Bubenberg zugunsten des neuen Sitzes Spiez als ständiger Wohnort schon aufgegeben worden.

1506, anlässlich der Erbteilung des bubenbergischen Besitzes, vernehmen wir nochmals von den beiden Burgen. Sie gingen mit der Herrschaft Spiez und andern Gütern nach mancherlei Teilung des Erbes und gegenseitigen Verzichten auf Agatha von Bonstetten und ihren Gemahl Ludwig von Diesbach über. Die Anwärter verkauften zur Begleichung von Erbschaftsschulden um 1400 Pfund Berner Währung «Zinse, Twing und Bann und alle Rechte an dem Gut Alt-Bubenberg bei Kappelen im Forst, so Adrian von Bubenberg daselbst zu alten Bubenberg gehept», an Bendicht und Hensli Lässer, die wohl bisher als Lehensleute den Grund und Boden bearbeitet hatten. Um eine etwas höhere Summe wurde ein Monat später auch das «Gut zu Schliern, das si von Adrian von Bubenberg gehept, mit namen das schloss, acher, matten, wunn und weid, mit aller zubehörde, wie das Niklaus von Grafenried ... vormals als unterpfand innegehept und zuletzt das holz zu Nüwen-

Bubenberg» dem Bauer Uli Binder in Schliern verkauft, der wahrscheinlich als Pächter auf dem Besitztum sass.

Die Alt-Bubenberg erscheint in der Urkunde nicht mehr als eine Burg. Der feste Turm war bereits zerfallen. Die Neu-Bubenberg bildet eine Dependenz des Gutes Schliern, des Bauernhauses am Hange des die Ruine tragenden Hügels. Das «Holz», d. h. der Wald, war bereits wichtiger geworden als der Turm auf der Anhöhe. Thomas Schöpf verzeichnet 1578 die Neu-Bubenberg auf seiner Berner Karte bereits als Ruine.

Oltigen

Die schweizerische Landschaft, besungen einst von den Dichtern, verwandelt sich Schritt um Schritt in ein Industriegelände. Zum Glück gibt es noch verborgene Winkel. Zu ihnen gehört das einsame Ufergelände am Zusammenfluss von Aare und Saane.

Auf ein kurzes Wegstück atmet Unberührt-heit, stehen die Zeiten still, dann greift flussabwärts der menschliche Arm von neuem ein und weitet die Aare zum Staubecken. Dort, wo die Strömung langsam an Schwung verliert, liegt, Weiler mehr als Dorf, Oltigen an den Berghang gedrängt. Oltigen: das sind ein paar Gehöfte, eine Fähre, ein Wirtshaus, ein Felsband, bekrönt von Wald, die Erinnerung an eine Burg.

Wann setzte der Mensch den Fuss in diese Gegend? Die Forscher wissen von eichenen Pfählen zu berichten, die eine römische Brücke über die Aare trugen. Man nimmt an, dass ein altes Kastell den wichtigen Übergang deckte. Es gab Erdburgen, die sich in langer Reihe von Oltigen bis Büren ziehen, die Knebelburg am Jensberg, die Teufelsburg im Rütivalde, Befestigungen auf dem Bürenberg, bei Arch und Leuzigen, in der Gegend von Lyss und Aarberg. Wir müssen uns vorstellen, dass sich auch hier wie im Üechtland links der Aare eine Art Grenzwüste erstreckte; im Nordwesten dieses Hügelgebietes dehnte sich bis in noch nicht allzu ferne Zeit ein unwegsames Moor- und Sumpfland aus, Schilfwälder, durchzogen von Flussarmen, abgeschnürten Gewässern. Für die aus Osten ein-

dringenden Alemannen gab es hier eine natürliche Siedlungsgrenze gegenüber dem Waldgau und den andern Ländern Burgunds.

Erd- und Schanzenwerke wären demnach in Oltigen zu erwarten. Sie sind verschwunden, Bergfried und Palas der steinernen Burg zerfallen. Die Steine wurden weggeführt, doch mühe-los erkennt man die Stelle, wo einst auf dem Fels die mittelalterliche Feste stand. Das Auge entdeckt den Einschnitt des heute grösstenteils zugeschütteten Burggrabens; leicht stellen wir uns an der Südostecke Toranlage und Zugbrücke vor. Auf der Kuppe des Burgstalls, wie man die Burgplätze und im besondern die Standorte eingegangener Burgen nennt, liegt Mörtel. Mauerreste lassen sich leicht blossschürfen. Noch öffnet sich im Burgbezirk das «Güggelisloch», ein unterirdischer, jetzt weitgehend eingestürzter Gang, der hoch über der Aare mündet. Sagen und Schatzgräbergeschichten haften an dieser Burg. Auf diesem Adlerhorste soll einst ein grausamer Burgherr gehaust haben. Er drückte die Bauern, liess eine lederne Brücke über die Aare bauen und wilderte in den Wäldern von Golaten und Wileroltigen. Auch einem zweibeinigen Rehlein stellte er nach, einem holden Mädchen, doch dessen Geliebter verdarb ihm den Spass, rückte mit seinen Freunden vor des Ritters Burg, berannte und brach sie – ein fröhlicher Hosenlupf!

Sage und Wirklichkeit fliessen ineinander. Die Burg, das steht fest, ist vor dem Jahre 1000 entstanden. Nach ihr wurde die Grafschaft auf dem rechten Aareufer benannt, bis sie den alten gegen einen neuen Namen vertauschte: Kleinburgund. Als «Comitatus Oltigin» erscheint die Gegend 1006 in den alten Pergamenten. Die Grafschaft erstreckte sich von der Umgebung Thuns über das Gelände zwischen der Aare und der Emme nordwärts. Im Osten erreichte sie die Langeten und Roth. Ihre Vorsteher erscheinen in schriftlichen Zeugnissen um die Mitte des 11. Jahrhunderts. Zuerst ein Graf Bucco, der sich gegen die Kirche verging, bald seine Söhne, Kono, der ihm in den gräflichen Rechten folgte, und Burkard, der Bischof in Lausanne war.

Dieser Kono stand Berchtold II. von Zähringen gegenüber, als dieser als Erbe des rheinfeldischen Hauses vergeblich um Schwaben

kämpfte. Eine Kriegsgurgel auch Burkard, der Bischof. Er war gesetzlich verheiratet (!) und stritt in dem Ringen zwischen Kurie und weltlicher Macht aus Instinkt auf der Seite des Kaisers. Heldenhaft kämpfend fiel er bei Bleichen in Sachsen. Regina, Konos Tochter, reichte einem Grafen von Hochburgund-Besançon die Hand zum Ehebunde.

Die Grafen waren rings an der Saane und Aare begütert, und einige ihrer Dörfer gehörten zur Grafschaft Barga. Die Namen der Familie verlieren sich. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts ist von Freiherren auf dem Felsen über der Aare die Rede. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts gehörte der Platz zum zähringischen Hausbesitz. Von diesem Geschlechte gelangten Burg und Herrschaft 1218 über Anna von Zähringen an das schon genannte Haus Kiburg. Die Kiburger vermögen aber die Herrschaft nicht zu halten, und 1363 nehmen sie Oltigen vom Hause Österreich zu Lehen. 1391 finden wir das Gebiet in neuenburgischen Händen. Im Anfang des 15. Jahrhunderts besass es Hugo von Mümpelgard (Montbéliard) von der gräflichen Familie als Lehen. Den leibeigenen Bauern gefiel der welsche Burgherr wenig. Sie fühlten sich von ihm bedroht und rotteteten sich zusammen. Im Mai 1410 «hub sich ein Stosz» zwischen «Hugen von Mümpelgard ... und seinen Eigenleuten». Diese, so erzählt Justinger, zogen vor seine Feste und «stürmten und schussen an die Burg». Hugo fiel, der Zwingstein wurde gebrochen.

Ein Rechtshandel entspann sich. Savoyen machte oberherrliche Ansprüche geltend. Bern pochte auf die kurz vorher erworbene landgräfliche Gewalt in Aar- und Kleinburgund. Ein Waffenstillstand verhinderte den Ausbruch des Krieges. 1412 verkaufte Graf Konrad von Freiburg und Neuenburg die Herrschaft Oltingen mit den dazugehörigen Höfen und Dörfern für 7000 Gulden «frei und ledig» an Bern.

Die Bauern atmeten auf. Sie lösten sich der Stadt gegenüber von der Leibeigenschaft. Die Berner bereinigten in einem Vertrag mit Amadaeus von Savoyen ihre gemeinsame Grenze und richteten die zerstörte Burg notdürftig als Wohnung für den Landvogt her, doch schon

bald hoben sie das neue Amt auf und verteilten es auf die benachbarten Vogteien Laupen und Aarberg. Die Burg zerfiel – nicht diese, vielmehr der Landgewinn war für die Stadt von Bedeutung, hatte doch die Herrschaft Oltingen wie ein Keil in bernische Lande gegriffen und war für die Savoyer ein stets bereites Sprungbrett gewesen.

Wie die Burg vor ihrer Zerstörung aussah, wissen wir nicht. Der Arzt und Geschichtsforscher Bähler schreibt: «Das uralte Steinhaus mag ungefähr so ausgesehen haben wie sein Zeitgenosse, das dickgemauerte viereckige, noch jetzt stehende Schloss von Laupen, überragt vielleicht von einem Wartturm, davor ohne Zweifel ein mauerumgebener Hof mit Räumlichkeiten für eine allfällige Besatzung sowie für Frucht, Futter und Vieh.»

Aegerten/Egerdon

Der Kranz der Burgen in der nähern Umgebung Berns diente vor der Gründung der Stadt der Überwachung der über die Aare führenden Furt und ihrer Zufahrtswege.

Auch diese Wehranlagen gehen in ihren Ursprüngen teilweise auf germanische Zeiten zurück. Zu ihnen zählte die Burg Aegerten (Egerdon). Auf dem Höhenrücken des Gurtens liegt sie, auf dessen südöstlichem Abfall, eine gute Wegstunde von der Stadt.

Ohne Schwierigkeiten fassen wir auch heute noch die einstige Burgstelle ins Auge: eine bewaldete Kuppe. Leicht zu ertasten die darunterliegenden Trümmer. Rings um den Hügel läuft ein nahezu kreisrunder Graben von 3 bis 4 m Breite mit einem Durchmesser von 50 m: eine Fliehbürg. Wir können mit der Möglichkeit einer keltisch-römischen Befestigung und eines hier errichteten Wachtturms rechnen. Jedenfalls stand die Burg auf altem Erdwerk, doch es ist denkbar, dass erst die Alemannen hier eine Schanze aufgeworfen haben.

Im Schutze dieses Berings erhob sich auf der «Motte» ein rechteckiger Turm von ungefähr 10 bis 15 m Höhe, ein Bau, an den sich vielleicht einige Dependenz schlossen. Eng schnürte die

Ringmauer (oder war es bloss ein Palisadenzaun?) die feste Anlage nach aussen ab.

Die älteren Steinburgen fallen in die Zeit der Zähringer. Mit diesem Geschlechte dürften die Besitzer des Turmes von Egerdon einst ins Gebiet der Aare aufgebrochen sein. Mancherlei stützt diese Annahme: der Name Egerten findet sich z. B. auch in Württemberg und Baden, ein Geschlecht derer von Egerdon lebte an der obern Donau.

Urkundlich sind die Herren von Egerdon in unserem Gebiete im 13. Jahrhundert nachweisbar. Es ist anzunehmen, dass sie bei der Gründung Berns zusammen mit dem umliegenden Adel den Schutz der Stadt übernahmen. Dafür spricht die Notiz beim Altertumsforscher Jahn, wonach dieses Geschlecht an der Erbauung der Stadt «sehr tätigen Antheil genommen und eine Strasse erbaut haben» soll: die «Herren von Egerten Gasse» (urkundlich 1314 «Vicus de Egerdon»), die später den Namen Schul- oder Herrengasse erhielt. Dort, am Sonnenhang gegen die Aare, bauten die Ritter ihre Häuser.

Die Familie war im Besitze des Gurtens, der nach ihr der «Aegertenberg» hiess, und sie verfügte von Köniz bis zum Forst über beträchtliche Reichslehen und Eigengüter.

Ihre Angehörigen gehörten zu den Wohltätern des Frauenklosters «Kappelen im Forst» (Frauenkappelen), des Johanniterhauses Buchsee und des Deutschordenshauses in Köniz. Der

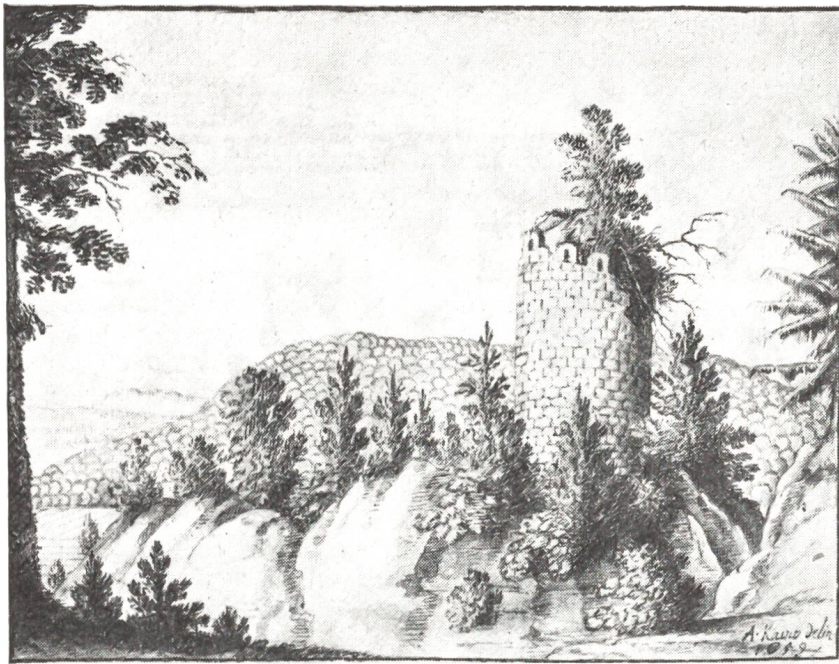


Der Ritter von Aegerten sitzt bei der Ankunft der königlichen Boten auf der Ringmauer seiner Burg und deutet damit an, dass er kein Pferd mehr besitzt und also nicht in den Krieg ziehen kann.

Aus der Bilderchronik von Tschachtlan 1468

Stadt Bern stellten die Egerdon zwei Schultheissen: Burkard stand von 1255 bis 1257, Peter von 1322 bis 1323 dem Gemeinwesen vor. Ulrich wird als Sechzehner und Mitglied des Rates erwähnt. Einige weibliche Familienmitglieder gehörten dem geistlichen Stande an.

Im Mannesstamm soll die Familie 1336 erloschen sein. Bereits 1312 hatte Junker Werner die Stammburg mit dem Gurten dem geistlichen Hause zu Köniz verkauft, das den Berg weiter veräusserte. Ging Werner ins Ausland? Ein



Die Ruine Geristein
Nach einem Aquarell von Albrecht Kauw aus dem Jahre 1859
Bernisches Historisches Museum

Egerdon kämpfte im hundertjährigen Kriege zwischen Frankreich und England. Einer unverbürgten Nachricht zufolge soll das Geschlecht auf der britischen Insel fortleben. Graf Simon von Tierstein beanspruchte 1366 die in Verfall geratene Burg.

Ist das Geschlecht verarmt, verbauert? Justinger rechnete die Familie zu den «edel notvesten lüten in burgunden». Der König von Böhmen habe, so schreibt er, als er gegen Frankreich zog, nach dem Herrn von Aegerten gesandt, «daz er des strites hauptman werden sollte». Dieser aber sass, als der Bote eintraf, rittlings auf der Mauer seines Bürgleins und schlug mit den Sporen gegen die Buckelsteine, um anzuzeigen, dass er kein Pferd besitze. Der König vernahm es und liess ihm schleunigst Ausrüstung und Pferd verschaffen. Der Ritter habe dann, nach anfänglichem Gespött, «den stritte mit manheit und wisheit» bestanden.

Geristein

Wenn wir von Bolligen her auf der Strasse nach Krauchthal die Lutzeren-Anhöhe erreicht haben, zweigt rechter Hand das Strässchen nach Geristein ab. Nach wenigen hundert Metern lassen sich auf einem steilen Sandsteinfelsen die Überreste der Burg erkennen. Ein Labyrinth von Hügeln baut sich um sie auf, lachende Wiesengründe liegen ihr zu Füssen, Waldschöpfe hängen ins Tal, und seltsame Bergformen, Rüssel, Köpfe beschwingen das Vorstellungsvermögen. Jeder Stadtbube klettert einmal auf der Ruine herum; Kauw ist mit dem Malkasten zu ihr hingezogen, Gabriel Lory hat die Trümmer gezeichnet.

Jahn will in dem gebuckelten Mauerpanzer des teilweise noch erhaltenen Wachturms eine römische Befestigungstechnik erkennen. Er sieht in Geristein ein Strassenkastell, das wie die Warte auf dem Mannenberg und die Station auf der Sodfluh den alten Weg von der Engehalbinsel nach dem Oberaargau schützte. Der Erforscher der alemannischen Erdburgen, Lüthi, ist zurückhaltender. Er lenkt den Blick auf eine Reihe von Erdburgen, deren Entstehung meist nicht vor das frühe Mittelalter fallen dürfte. Sie dienten der Bevölkerung um den Bantiger als Zufluchtsstätten. Die bedeutendste dieser Wehranlagen erhob sich auf dem Bantiger selbst. Ein unterer und ein oberer Wehrgang und ein auf der Ostseite gezogener Quergraben schützten das Bollwerk vor dem Zugriff der Feinde. Eine weitere Verteidigungsanlage stand südlich Flugbrunnen auf dem rundlichen Burech-Hubel, dessen Name wahrscheinlich an ein einstiges Bürglein erinnert. Spuren eines Wehrganges, Reste von Terrassen weisen in die gleiche Richtung.

Die Burg Geristein gehörte nicht zu dieser Ordnung. Sie wurde in zähringischer Zeit gebaut und diente wie Burgdorf, Thorberg, die Sulgenegg und vermutlich auch schon die Nydegg dem Schutz der Strasse von Herzogenbuchsee nach Freiburg. Romanische Steinmetzzeichen am noch erhaltenen Turmstück weisen den Bau in das 12. Jahrhundert, in die Zeit Herzog Konrads. Die Geristein wurde als Herrenburg gebaut und besass, wie die Festen Grasburg und Laupen, ein stattliches Aussehen. Noch kann man sich die Zugbrücke über den Halsgraben vorstellen. Von ihr führte der Zugang links der Burg entlang zur äussern Burg mit der Fels-

höhle, wie dies bei den meisten Anlagen dieser Zeit die Regel war. Zwei Gebäude haben einst mit den Mauern und dem Rundturm in der östlichen Ecke einen innern, obern Burghof umschlossen. Ein 8 m breiter künstlicher Einschnitt trennte die Ruine von einer hintern Burgstelle auf dem Grat, der sich zum «Elefanten» hinzieht. Ein langgestreckter Zwinger deckte die dem Hügel zugewendete, am meisten gefährdete Seite.

Wie andere Geschlechter wanderten vermutlich auch die Freiherren von Gerenstein aus dem Norden ein, allerdings schon vor den Zähringern. Sie bauten die später nach ihnen benannte Feste und erwarben ein kleines Landgebiet um den Bantiger.

Sie übten in diesem Bezirk den Twing und Bann, wogegen «Stock und Galgen», das Blutgericht, in den Händen des Königs oder seines Stellvertreters lagen. Hingegen treffen wir die Angehörigen dieses Geschlechts weder beim ritterlichen Waffenspiel noch im Gefolge der Grossen, was aber nicht besagen will, dass sie abseits stan-



Die Ruine Geristein im heutigen Zustand
Foto H. Schneiter, Bern

den. Im Augenblick aber, in dem ihre Namen in den Urkunden auftauchen, sitzen sie bereits nicht mehr auf ihrer Burg.

Ein Imer von Gerenstein leitet 1131 die Reihe der schriftlich bezeugten Sprossen dieses einst blühenden Stammes ein. Hupold tritt 1146 als einer der Zeugen am Gerichtstage Herzog Konrads von Zähringen zu Worb hervor. Aimo war nicht viel später Kastvogt der Kirche zu Lausanne. Otto von Gerenstein wird 1180 als einer der Gewährsmänner im Stiftungsbrief für das Johanniterhaus Buchsee aufgeführt, ein weiterer Aymo oder Heimo zeichnet als Chorherr zu Solothurn.

Nach dem Aussterben des freiherrlichen Geschlechts gelangte die Herrschaft Gerenstein an die Familie vom Stein. Diese stammte vermutlich vom solothurnischen Steinhof, war ritterlichen Geblüts und führte einen silbernen, mit drei Lindenblättern besteckten Gürtel auf rotem Grund im Wappen. Die Stein gehörten zum Gefolge der Zähringer und standen später im Dienste der Grafen von Kiburg. Sie besassen wie ihre

Vorgänger die Polizeigewalt über die Gerensteiner Bauern und verfügten über das Besetzungsrecht der Kirche von Bolligen. 1274 übergab Ulrich vom Stein die Güter am Bantiger dem Kloster Interlaken, und dieses betraute Werner von Affoltern mit den weltlichen Rechten. Schliesslich sehen wir den Freiherrn Ulrich von Montenach im Besitze der Herrschaft. Er mischte sich in den Streit zwischen Bern und Freiburg und erlitt im Jahre 1298 mit dem westschweizerischen Adel eine Niederlage. Der Mutz hob die Pranke wider die feindlichen Burgen, und die von Bern «zugent ... für Gerenstein ... und gewunnen die Burg und brachent die auch nieder». Die vier Kirchspiele Muri, Bolligen, Stettlen und Vechigen, zu denen auch zum Teil das Herrschaftsgebiet von Geristein gehörte, bildeten den ersten Gebietsgewinn der aufstrebenden Stadt Bern ausserhalb ihres städtischen Bodens.

Die stark verkleinerte Herrschaft glitt durch mehrere Hände, gelangte an die Kartause zu Thorberg, zu einzelnen Teilen an Bauern, das Überbleibsel nach der Reformation an Bern.

Lange hallte in den Gemütern die Zerstörung der Feste nach. Der Wanderer mied die verlassene Gegend, in der kurz nach 1330 der Graf Eberhard von Kiburg, der Bruderermörder, den Bernern einen Hinterhalt legte, der dem benachbarten Hügel den Namen «Harnischhut» eintrug.

Die Schwandiburg

Während langer Zeit glaubten die Burgenforscher, bei der in einem Wäldchen nahe von Deisswil (Gemeinde Stettlen) gelegenen Burgstelle handle es sich um eine Erdburg aus alemannischer Zeit. Bis zum Jahr 1938 war nämlich auf dem Scheitelpunkt des Schwandiholzes nicht viel mehr als eine deutlich ausgeprägte Abplattung mit einigen Einschnitten und Unebenheiten zu sehen. Über allfällige Burgbewohner in früh- oder hochmittelalterlicher Zeit fehlt überdies jedes schriftliche Zeugnis. Doch die Archäologen waren neugierig darauf zu wissen, was sich unter dem Humus und der Grasnarbe verborgen hielt. Als es in den Krisenzeiten der späten

dreissiger Jahre für zahlreiche Lehrer keine offenen Stellen gab, kam man auf den Gedanken, mit den arbeitslosen Schulmeistern ein Ausgrabungslager durchzuführen und die Geheimnisse der Schwandiburg zu erforschen. Wie gross war das Erstaunen bei Laien und Fachleuten, als die Fundamente einer grösseren frühmittelalterlichen Burganlage, die zu den ältesten uns bekannten Steinburgen unserer Gegend gehört hat, zum Vorschein kamen.

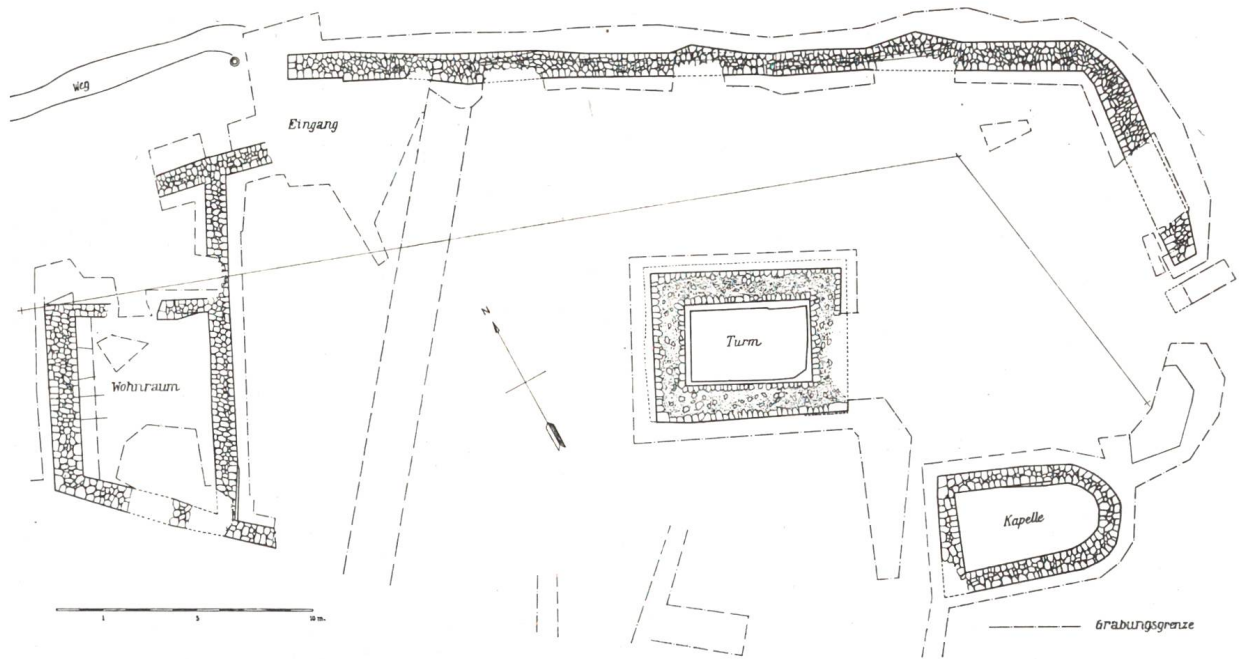
Schon bei den ersten Abklärungen stellte sich heraus, dass die ganze Anlage drei Teile umfasste: einen wahrscheinlich urgeschichtlichen Ringwall am östlichen Fuss des Hügels; eine Vorburg auf dem kleinen Plateau östlich unterhalb der Hauptburg; schliesslich oben die eigentliche Burg.

Gegraben wurde nur auf dem oberen Plateau.

Die Hauptburg entpuppte sich als ein imposanter Bau von 50 m Länge und ungefähr 20 bis 25 m Breite, ringsum abgeschlossen durch eine Ringmauer von 1 bis 1,30 m Mächtigkeit. Auf der Nordseite ist diese Mauer auch heute noch fast durchgängig erhalten, ebenso auf der Schmalseite gegen den Westabhang und zum Teil auch auf der Ost- und Südwestseite.

Am besten erhalten – in der Zeit seit der Ausgrabung allerdings arg dem Zerfall ausgesetzt – ist der Bergfried ungefähr in der Mitte der Burg. Er mass aussen 7 auf 9 m und umschloss einen Hohlraum von 3 auf 6 m. Ob in den über einen Meter dicken Mauern Gefangene im Verlies schmachten mussten oder ob der Bergfried vor allem als Beobachtungsposten diente, ist nicht mit Sicherheit zu sagen; wahrscheinlich diente er beiden Zwecken.

Betrachten wir das Mauerwerk des Turms genauer! In seiner Technik erinnert es entfernt an das Fischgrätenmuster, das schon die Römer bei ihren Steinbauten anwandten. Reihenweise sind die Steine etwas schräg, dann wieder gerade gestellt, so dass sich oft ein fast regelmässiges Muster ergibt. Der Archäologe benutzt die Art und Weise der Schichtung, um das Alter eines Bauwerks zu bestimmen. Hier versagt aber diese Methode, da die Fischgrätentechnik nicht nur bei den Römern, sondern auch im Mittelalter angewandt wurde. Deshalb mussten andere Fundge-



Der Grundriss der Schwandiburg, wie er bei den Ausgrabungen im Jahre 1938 zum Vorschein kam.
Aus dem Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums 1939.

genstände den Forschern dazu dienen, das Alter der Schwandiburg festzustellen. Doch davon später.

Wie bei verschiedenen andern Burgen stand wahrscheinlich auch hier zuerst nur der Turm. In einer späteren Zeit wurde dann die Burg weiter ausgebaut. Allerdings war es im Westflügel der Anlage, dessen drei unregelmässige Wohnräume gegen aussen durch eine 1,30 m dicke Mauer abgeschlossen waren, verglichen mit unseren heutigen Wohnansprüchen, nicht gerade besonders komfortabel. Aber eben – in der damaligen Zeit stellten auch die Angehörigen des Ritterstandes noch bescheidenere Ansprüche.

Die Schwandiburg wurde offenbar schon sehr früh – gegen das Ende des 13. Jahrhunderts – zerstört. Dies war für uns insofern ein Glücksfall, als dadurch der Grundriss der mittelalterlichen Burganlage ohne die sonst anderswo erfolgten spätern Erweiterungen, Erneuerungen oder Umbauten rein erhalten geblieben ist.

Eine grosse Überraschung bildete es nämlich für alle Beteiligten, als man in der Südostecke des Pla-

teaus auf die Grundmauern einer halbkreisförmigen Anlage stiess, die gegen Westen zu durch eine Quermauer abgeschlossen war: Es könnte sich nur um die Burgkapelle mit der sogenannten Apsis auf der Ostseite und dem Eingang auf der Westseite handeln.

Das Eingangstor zur ganzen Anlage befand sich im Nordwesten. Auf einem heute noch begehbaren, sanft ansteigenden Zugangsweg näherte sich der Besucher dem Tor. Zur Toranlage gehörte ein ungefähr 2 bis 3 m breiter Zwinger: hatte ein Angreifer das äussere Tor erstürmt, so musste er in diesem Raum den letzten erbitterten Widerstand der Verteidiger brechen.

Unter den verschiedenen Objekten, die bei den Grabungen zum Vorschein kamen, zogen neben zahlreichen Knochenfunden von Haus- und Wildtieren, ungezählten Tonscherben, Eisenbolzen, Hufeisen und anderem mehr vor allem zwei Gegenstände das Interesse der Forscher auf sich. Auf einem Brettstein aus Knochen erkennt man einen in Flachrelief geschnitzten Vogel, dessen Stilmerkmale deutlich in die Zeit zwischen 1250

und 1300 weisen. Der gleichen Zeitepoche gehört ein gotischer Türschlüssel aus Eisen an, den man in den Fundamenten des Bergfrieds fand. Damit konnte einigermassen zuverlässig bestimmt werden, dass zu dieser Zeit das Leben auf der Burg seine eigentliche Blüte erlebt haben musste. Ein anderes interessantes Stück war ein kompliziertes Gebilde aus Eisen. Nach längerem Rätselraten kam man im Bernischen Historischen Museum zum Schluss, es könne sich dabei nur um ein Stangengebiss für ein Reittier handeln. Dieser Fund bestätigte die Annahme, dass sich die Ritter der Schwandiburg doch bereits einer gehobeneren Lebenshaltung erfreuen konnten. Wer aber waren diese Bewohner? Hier tappen wir völlig im dunkeln. Zwar werden im 12. und 13. Jahrhundert in verschiedenen Urkunden mehrmals Herren von Stetelon erwähnt, aber es bleibt doch ganz ungewiss, ob sie es waren, die auf der Schwandiburg wohnten. Im Gegensatz zu den andern Burgen, bei denen wir Genaueres über die ehemaligen Bewohner wissen, haben wir dagegen dank den Ausgrabungen im Jahre 1938 ein zuverlässiges und unverfälschtes Bild einer hochmittelalterlichen Burganlage gewonnen. Auf das dabei zutage getretene Schema lassen sich mehr oder weniger alle auf uns gekommenen oder im Grundriss noch erkennbaren Burgen und Ruinen in der Gegend um Bern zurückführen.

ne.

Caillaux und Briand sind sich persönlich unsympathisch. Eines Tages wurde Caillaux von einem Fahrrad überfahren. Als man Clemenceau den Unfall mitteilte, sagte er: «Komisch, ich wusste noch gar nicht, dass Briand Radfahrer ist.»

Juden und Esel. Ein Forscher erzählte Rothschild von einer Entdeckungsreise nach Tahiti in der Südsee. «Und wissen Sie, was mir dort besonders aufgefallen ist?» fragte er den Bankier mit einem leicht ironischen Blick. – «Nun?» fragte der Bankier ruhig. – «Dass es in Tahiti weder Juden noch Esel gibt!» – «Wie wäre es», erwiderte unerschütterlich Rothschild, «wenn wir beide einmal zusammen dorthin gingen, um diesem Mangel abzuhelpen?»

GOTTFRIED HESS

«Was die Wimper hält . . .»

«Hotel Pension Aurora am See» heisst das gastliche Haus. Einen besseren Platz könnte man sich für die «Aurora» gar nicht ausdenken: sonnseitige Lage, nur fünf Minuten Wegs bis hinunter zum Strand, ein bisschen abseits vom Lärm der grossen Strasse und eine unbehinderte Fernsicht auf die Savoyer Berge! Wenn du dort deine Ferien verbringen willst, einerlei zu welcher Jahreszeit, dann melde dich frühzeitig an! Das Haus ist in der Regel vollbesetzt, und vornehmlich begehrt sind die Zimmer auf der Seeseite.

Beispielsweise Fabrikant Kaiser und seine Frau Käthi haben ein Vorzugszimmer erhalten.

Es ist gerade Mittag. Gehen wir also in den hellen, geräumigen Speisesaal, um sie zu suchen! Ah, dort an einem kleineren Tischchen vor dem günstigsten Ausblickfenster sitzen sie einander gegenüber. Franz Kaiser ist ein strammer Fünfziger, fühlt sich aber anscheinend immer noch jung genug, um Hahn in etlichen Körben zu sein. Jedoch seine Frau, noch nicht ganz dreissig Jahre alt, fühlt sich nicht bloss jung, sie ist es in ihrem ganzen Wesen, und auf ihr jugendliches Aussehen ist sie nicht wenig stolz. Er ist betont sportlich gekleidet, aber damit ist für ihn schon jeglichem Sport Genüge getan. Keine noch so glückhaften Ferientage sind imstande, sein Kontorgesicht, das über eine ansehnliche Schar Angestellter zu herrschen gewohnt ist, umzugestalten und menschlicher werden zu lassen. Anders die fröhliche Frau Kaiser! Sie schaut in die Ferienwelt hinaus, als wäre sie deren getreues Abbild. Das Meerblau ihres Sommerkleidchens wetteifert mit dem Blau ihrer Augen, und das lichtblonde Haar ist sonntäglich aufgebaut und setzt der ganzen Erscheinung die Krone auf.

Eben säbelt der Mann so eifrig an seinen Rahmschnitzeln herum, dass einige Erbsenkügelchen und Butterhörnli ernstlich einen Fluchtversuch planen, hinaus auf das blendendweisse Tischtuch. Frau Käthi Kaiser schwärmt vom See, seinem funkelnden Wellenspiel und einer heissersehnten Kahnfahrt.